

A 1

Zeiterleben als Erleben von ... Zeit: ein philosophischer Versuch

Christian Kupke

A 1.1 Einleitung

Was ist *Zeiterleben*, oder was heißt es, *Zeit zu erleben*? Was erleben wir, wenn wir Zeit erleben? *Wie* erleben wir sie? Und welche Bedeutung hat die *Gewissheit des Todes* für dieses Erleben? – Bevor diese Fragen angegangen werden können, sollen zunächst *Form* und *Status* des Zeiterlebens reflektiert werden. Dabei wird sich u. a. zeigen, inwiefern sich eine *philosophische* von einer *wissen-*

schaftlichen Analyse des Zeiterlebens unterscheidet und was daher von der vorliegenden Darstellung, die sich als philosophische versteht, legitimerweise erwartet werden kann und was nicht.

A 1.2 Zur Form des Zeiterlebens: seine logische Intentionalität

Sprechen wir vom *Erleben* der Zeit, so sprechen wir von dem, was in der Phänomenologie als *Intentionalität* bezeichnet wird (vgl. Husserl 1901, S. 343 ff.): Erleben ist, logisch gesehen, ein *intentionaler Akt* oder, zeittheoretisch verstanden, ein *intentionales Geschehen*. Intentionalität bedeutet, dass jedes Erleben ein Erleben von ... etwas ist. Das impliziert zwei Aspekte oder ein binäres Schema: Auf der einen Seite – man kann sie die »subjektive« Seite nennen – steht die Intention selbst, das Erleben. Auf der anderen Seite – man kann sie die »objektive« Seite nennen – steht das Intendierte, das Erlebte.

Im vorliegenden Text geht es um das Zeiterleben, also um das Erleben von ... Zeit. Nimmt man das binäre Schema, das darin liegt und das hier durch die Leerstelle der drei Punkte indiziert wird, ernst – wir haben einerseits das (objektiv) Intendierte, die *Zeit*, und andererseits die (subjektive) Intention, das *Erleben-von* –, liegt es nahe, die Analyse des Zeiterlebens an diesem binären Schema auszurichten, also einmal nach dem durch die Intention (objektiv) *Intendierten* zu fragen, der *Zeit*, und dann nach dem (subjektiven) *Erleben-von*, dem Erleben von etwas als *Intention*.

Die hier vorzunehmende Analyse wird sich in ihrer Gliederung an dieser Zweiteilung, aufsteigend vom Objektiven (Teil I) über das Subjektive (Teil II) zum Intersubjektiven (Teil III), orientieren. Aber dabei gilt es zu beachten: Obwohl das Erleben von ... Zeit *binär* schematisiert werden kann, ist es doch eine untrennbare *Einheit*, nämlich eine vom Erleben der Zeit *konstituierte* Einheit: es ist

Zeiterleben. Denn das Erleben von ... Zeit ist eine Aktivität, ein intentionaler Akt, durch den die *Zeit selbst* zur *erlebten Zeit* wird: Das in der Intention unterstellte An-sich der Zeit wandelt sich durch sie zum Für-sich. Das heißt, die Zeit wird durch den intentionalen Akt des Erlebens, durch ihr Erleben, zu einem Gegenstand unseres Erlebens oder zu einem *Phänomen*.

Aber worin gründet diese Phänomenalität? Sie muss in der Charakteristik des Erlebens selbst liegen. Wäre nämlich das Erleben statisch, z.B. als Widerspiegelung oder als behavioraler Reflex, wäre nicht einzusehen, warum im Erleben der Zeit nicht die *Zeit selbst*, das *An-sich* der Zeit zugänglich wäre. Das Erleben ist jedoch dynamisch, d. h. ein Prozess, ein Geschehen, das notwendigerweise der Zeit unterliegt. Also gründet die Phänomenalität der Zeit offenbar in der Zeitlichkeit selbst des Zeiterlebens.

A 1.3 Zum Status des Zeiterlebens: seine zeitliche Relativität

Fragen wir nach dem Erleben von ... Zeit, dem Zeiterleben, so tritt eine Eigentümlichkeit zutage: Die Zeit, die wir erleben, kommt uns in unserem Erleben, anders z. B. als der Raum, immer schon zuvor (vgl. Theunissen 1991, S. 43 f.). Denn es gibt im *Erleben von ... Zeit* eine diesem Erleben selbst nicht zugängliche *Zeit ... des Erlebens*, und zwar im doppelten Sinne: einmal im Sinne des *Geschehens* des Zeiterlebens als eines epistemischen Vorgangs, der in einem Zeitfenster bzw. nach einem spezifischen Zeitmuster verläuft, und sodann auch in dem einer *Geschichte* des Zeiterlebens, in die jeder besondere Akt dieses Erlebens immer schon integriert ist.

Das heißt, für die vorliegende Darstellung ist nicht nur die Zeit ein Phänomen – sie ist je schon *erlebte Zeit* –, sondern auch ihr Erleben ist ein Phänomen – es ist je schon *zeitliches* Erleben. Denn es gibt kein Zeiterleben, das nicht selbst bereits durch das (zeitliche)

Geschehen und die (zeitliche) *Geschichte* des Zeiterlebens bestimmt wäre. Insofern müssen wir aber auch zwischen zwei Formen der Zeitanalyse unterscheiden: derjenigen, die sich entweder dem Geschehen oder der Geschichte des Zeiterlebens, und derjenigen, die sich dem Zeiterleben als solchem, das heißt dem Erleben von ... Zeit selbst zuwendet.

Im ersten Fall handelt es sich um eine *wissenschaftliche* Analyseform: um eine *psychologische* oder *neurowissenschaftliche* bzw. *chronobiologische*, wenn es um das Geschehen des Zeiterlebens (vgl. Pöppel 1989; Brukamp 2009), und um eine *geschichts-* bzw. *kulturwissenschaftliche*, wenn es um die Geschichte des Zeiterlebens geht (vgl. Dux 1992; Kaempfer 1991, 1996). Beide sind durch das Problem der Zirkularität belastet. Jede wissenschaftliche Analyse setzt nämlich bereits ein bestimmtes, geschichtlich konstituiertes Erleben von ... Zeit voraus: im Falle der Psychologie oder der Neurowissenschaften das wissenschaftlich »objektive« Zeiterleben und im Falle der Geschichtswissenschaften die in diesem Erleben fundierte Vorstellung einer geschichtlichen Zeit.

Im zweiten Fall handelt es sich um eine *philosophische* Analyseform: Sie wendet sich dem Zeiterleben im vollen Bewusstsein der genannten Zirkularität zu. Das philosophische Denken weiß, dass es nur mit dem *Phänomen*, nur mit dem *Für-sich*, nicht mit dem *An-sich* der Zeit zu tun hat: dass ihm die Zeit »objektiv«, als natürliche und geschichtliche, je schon zuvorgekommen ist. Aber es reflektiert dieses Zuvorkommen, das heißt, es ist selbst nicht wissenschaftliche Analyse von Geschehen und Geschichte des Zeiterlebens, aber es anerkennt deren Zeit-Modus: als den einer im Erleben von ... Zeit selbst nicht erlebbaren Zeit, die dieses Erleben gleichwohl bestimmt (vgl. Theunissen 2001; Kupke 2011).

A 1.4 Das objektive Was im Erleben von ... Zeit: Fluss und Struktur der Zeit

A 1.4.1 Zur Idee der Zeit als Fluss: kontinuierliches Übergehen

Das Erleben von ... Zeit von der Zeit selbst her zu denken heißt – versuchsweise –, die Unmittelbarkeit zu rekonstruieren, in der sich die Zeit *dem Erlebenden* oder vielmehr *im Erleben* zeigt, d. h. eine egozentrische Denkperspektive einzunehmen. Aus dieser Perspektive erscheint dem Subjekt die Zeit als ein reines, qualitätsloses Übergehen von Einem zu einem immer wieder Anderen, d. h. als Übergehen nicht zu etwas Besonderem, sondern überhaupt zu *Anderem*: als abstrakte Form von *Veränderung*. Der russisch-französische Psychiater Minkowski spricht in diesem Zusammenhang unter Rückgriff auf die Zeittheorie Bergsons von *Werden* (vgl. Minkowski 1933, S. 26 ff.).

Greift man hier auf den etymologischen Sinn des philosophischen Fachausdrucks »transzendieren« zurück, der wörtlich nichts anderes meint als »übersteigen«, »übergehen«, kann dieses Werden auch als *Transzendenz* begriffen werden, allerdings als *triviale* Transzendenz des *Seins* (das als *Zeit* verstanden wird) im Unterschied zur *gravialen*, d. h. ethisch-existenziellen oder theologischen Transzendenz eines *Jenseits des Seins*. Transzendenz ist in diesem Sinne das Kennzeichen jeden Erlebens; d. h. dieses ist, weil es Zeiterleben ist, über das Erlebte je schon hinaus, hat es je schon transzendiert.

Diese Transzendenz, dieses Übergehen hat als solches zwei allozentrische Kennzeichen: *Kontinuität*, also auch Dauer, sowie *Richtung*. Es erschöpft sich nicht in dem, zu dem es übergeht; es ist Übergang ohne Unterbrechung oder Ende: unendliches, dauerndes Übergehen. Und es besitzt als solches eine Richtung (vgl. Minkowski 1933, S. 26 und S. 45 ff.). Denn es ist nicht Übergang von Einem zum Anderen und von diesem zurück zum Einen, sondern *reines lineares Fortschreiten* zu immer wieder Anderem, das als *Späteres*

durch den Übergang vom *Früheren*, vom immer wieder Einen, dauernd abgetrennt wird.

Der Philosoph McTaggart hat die durch diesen linearen Trennungsprozess entstehende Reihe als »B-Reihe« klassifiziert und ihre Elemente folgendermaßen gekennzeichnet: Jede Position in der Zeit sei früher als einige und später als einige der anderen Positionen. Dabei sei ihre Unterscheidung permanent: Wenn *eine* Position jemals früher sei als *eine andere*, dann sei sie immer früher als diese andere (vgl. McTaggart 1908, S. 67). Das heißt, Eines und ein Anderes werden im Übergehen nicht nur linear *positioniert*, sondern auch *fixiert*. Man kann, wie es Heraklit sagte, nicht zweimal in denselben Fluss steigen. Die Zeit ist dieser Fluss: kontinuierliches, stetiges Übergehen in eine Richtung.

A 1.4.2 Zur Idee der Zeit als Struktur: dynamische Gestalt

Sobald in der Metapher des Zeit-Flusses der allozentrische Gedanke einer linearen Zeit-Richtung gefasst wird, ist, dem *principium significationis* gemäß, auch der der *entgegengesetzten* Zeit-Richtung gefasst. Das ist der logische Grund dafür, warum es richtig ist anzunehmen, dass die sogenannte *Modalzeit* in der allozentrischen Vorstellung eines linearen Zeitflusses bereits vorausgesetzt wird (vgl. Elias 1984, S. 44 f.; Gloy 2006, S. 164–166). In ihr, der Modalzeit, verdichten sich diese beiden Zeit-Richtungen zu einer spezifischen Zeit-Struktur, in der dem Subjekt sowohl das Frühere, das sich ihm als *Vergangenheit* zeigt, als auch das Spätere, das sich ihm als *Zukunft* zeigt, zugänglich ist.

Diese Struktur wird von McTaggart als A-Reihe gefasst. Im Unterschied zur B-Reihe, deren lagezeitliche Bestimmungen statisch sind – ein Ereignis ist *entweder* früher *oder* später als ein anderes (vgl. ► Kap. A 1.4.1) – sind die modalzeitlichen Bestimmungen der A-Reihe dynamisch: ein Ereignis, das gegenwärtig *ist*, *war* zukünftig und *wird* vergangen sein (vgl. McTaggart 1908, S. 67). Eben deshalb ist es sinnvoll, statt von einer *Reihe* von einer *dynamischen Ge-*

stalt oder einem *gegenstrebigen Gefüge* zu sprechen: einem Gefüge, das durch zwei Transzendenzen oder Zeit-Strebungen gekennzeichnet ist, die vom strebenden Subjekt, das sich im Zeit-Fluss befindet, »zusammengefügt« werden.

Wie ist dieses »Zusammenfügen« zu verstehen? Wird das Subjekt *reflexiv*, d. h. als *Selbst-Bezug* bestimmt, zugleich aber empirisch als *zeitliches* Subjekt verstanden, dann verhält es sich zu sich selbst auch als einem vergangenen und zukünftigen Subjekt (retentional/protentional, erinnernd/erwartend; vgl. ► Kap. A 1.5). Als *erlebendes* Subjekt ist es jedoch für sich *Gegenwart* und deshalb stellt auch sein Vergangenheits- und Zukunfts-Bezug einen Gegenwarts-Bezug dar. Das heißt, die Gegenwart des Subjekts kann stets als Synthese seiner Vergangenheit und Zukunft verstanden werden. Sein Zusammenfügen ist ein synthetisierendes Geschehen (vgl. Theunissen 1991, S. 58 f.; Kupke 2009, S. 46 f., 94 passim).

Die *modale* Zeit ist daher genauer als *dimensionierte* Zeit zu verstehen, ihre *Zeitmodi* sind eigentlich *Zeitdimensionen*. Denn so wie die Gegenwart aufgrund ihres Gefügecharakters nicht als statisches Jetzt, sondern als ein *je schon transzendiertes Jetzt* erlebt wird – als »Zeithof« oder »Zeitfeld«, wie Husserl sagt (Husserl 1893, S. 33 und S. 42) –, wird dem Subjekt auch seine Vergangenheit nicht als statischer Block gegenwärtig, sondern als eine Zeit, die ihre eigene, jetzt aber *vergangene Zukunft* hatte, und auch die Zukunft nicht als ein dem Subjekt völlig Fremdes, ganz Anderes, sondern als eine Zeit, die ihre eigene, jetzt noch *zukünftige Vergangenheit* haben wird (vgl. Süsske 2000; Kupke 2011).

A 1.5 Das subjektive Wie im Erleben von ... Zeit: unbewusstes und bewusstes Erleben

A 1.5.1 Unbewusstes, passives Erleben von Zeit: transzendente Ebene

Viele für unser Leben grundlegende zeitkonstitutive Prozesse werden vom Subjekt *unmittelbar* und *unbewusst* vollzogen. Der Zeitfluss, der als stetiges Übergehen von Einem zum Anderen bestimmt wurde, prägt in diesem Sinne transzendental, d.h. als Bedingung der Möglichkeit von Erleben überhaupt die Intentionalität des Subjekts als eine auf die Zukunft bezogene, ohne dass es dazu eines eigenen bewussten Akts bedarf. Das Subjekt ist gleichsam selbst unaufhörlicher, kontinuierlicher Übergang in die Zukunft; es ist, ließe sich sagen, von der Zeit *getrieben* und so selbst, passiv, von der Zeit *konstituiert*. Denn objektiver Fluss und subjektives Fließen sind hier eins: eine einzige Intention.

Den objektiven Fluss jedoch teilt das Subjekt mit den Dingen. Als der zeitlichen Veränderung lediglich unterworfen, unterscheidet es sich daher nicht von ihnen. Erst als zeitlich *strukturierendes* ist es überhaupt *lebendes* und insofern *erlebendes* Subjekt, ist sein Erleben, auch das seines eigenen Zeitflusses, möglich. Lässt sich vom »*élan vital*« (Bergson), vom »*personalen Elan*« (Minkowski) oder vom »*vitalen Geschehen*« bzw. »*Wergedrang*« (Straus, Gebattel) überhaupt nur als – unmittelbar oder mittelbar – *erlebtem* Elan, Drang usw. reden, so ist mit ihrem Leben und Erleben bereits eine transzendente Struktur der Zeit vorausgesetzt, die in diese Thematisierung selbst nicht eingeht.

Es ist die Struktur, deren Aufweis wir den zeitphänomenologischen Analysen Edmund Husserls zu verdanken haben (vgl. Husserl 1893). Demnach ist jedes Erleben ein Erleben-von, ein intentionales Geschehen, das als eine *reflexive, aber passive Synthese* dreier intentionaler Akte verstanden werden kann: eines die unmittelbare Vergangenheit konstituierenden Akts *primärer Erinnerung*